

# Christlicher Aufklärer

Autor(en): **Omikron**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **42 (1959)**

Heft 8

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-410905>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# FREIDENKER

MONATSSCHRIFT DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

1959, August

Nr. 8

42. Jahrgang

## Christlicher Aufklärer

I. Kein schönes Wort — dieser Aufklärer! Aber nicht wir, unsere christlichen Gegenspieler haben es ausgeheckt — wozu wohl? Um durch den Anklang an Kehrlicht die ihnen verhaßte Aufklärung dem Spott und der Lächerlichkeit preiszugeben. Heute müssen sie sich's gefallen lassen, daß der von ihnen geschaffene und abgeschossene Pfeil zurückfliegt und sie selbst empfindlich trifft.

II. Eine befreundete Hand schiebt mir einen Zeitungsbeitrag mit dem verheißungsvollen Titel: «7 Gründe, warum ein Wissenschaftler an Gott glaubt» auf meinen Schreibtisch. In der Mitte der vierziger Jahre schrieb Cressy Morrison, Präsident der New Yorker Akademie der Wissenschaften, sein Aufsehen erregendes Buch: «Man does not stand alone». In der Schweiz faßte 1946 die «Tat» den Inhalt des Buches zusammen in einem Aufsatz, der den oben angegebenen deutschen Titel trägt. Nun ist von verschiedenen Seiten der Neudruck dieses Aufsatzes von 1946 verlangt worden. Die «Tat» hat vor kurzem diesem Begehren entsprochen. Diese Wiederholung nun ist mir dieser Tage auf den Tisch gelegt worden mit der suggestiv aufreizenden Frage: «Was sagen Sie dazu?»

III. Und nun, was sagt uns denn zunächst Herr Morrison? Welches sind die sieben Gründe, die den amerikanischen Wissenschaftler trotz seiner Gelehrsamkeit und trotz seiner hohen Stellung am Gottesglauben festhalten lassen? Wir müssen uns mit einigen wenigen Andeutungen begnügen. Um unsere Arbeit nicht zu komplizieren, enthalten wir uns hier, so sehr jeder Satz unseren Widerspruch herausfordert, aller kritischen Einwände. Dem geschulten Leser fällt es sicher nicht schwer, die Widerlegungen, die sich überall sofort aufdrängen, von sich aus hinzusetzen. Also hören wir Herrn Morrison und der «Tat» aufmerksam einmal zu:

IV. Je tiefer der Mensch in die Geheimnisse der Natur eindringt, um so klarer offenbart sich ihm in der Natur das Werk einer großen, schöpferischen, gütigen und fürsorglichen Gottesmacht. Unser Universum ist geplant und geschaffen von einem wissenden Geist. Das Leben z. B. kann unmöglich ein Erzeugnis des Zufalles sein, es setzt zu viele Bedingungen voraus, die nur Gott vorgesehen und gewollt haben kann. Bewegung und Umdrehung der Erde, die Temperatur der Sonne, die Neigung der Erdachse zur Ekliptik, die Distanz des Mondes zur Erde, der Reichtum an Hilfsquellen, die das Leben ermöglichen und erhalten — das alles ist Offenbarung und Kundgebung eines alles durchdringenden göttlichen Geistes. Die Chemie der Lebensvorgänge, die Feinstruktur des Plasmatrofens, die tierische Klugheit — sie alle weisen auf einen gütigen Schöpfer, der den sonst hilflosen Kreaturen die zum Leben erforderlichen Triebe und Instinkte verliehen hat. Dem Menschen hat er mehr gegeben, nämlich die Vernunft. Aber auch in den Wundern der Vererbung zeigt sich die väterliche Fürsorge Gottes. In Australien verbreitete sich der Kaktus so sehr, daß er zu einer Plage, zu einem Landesunglück wurde. Wie hat Gott geholfen? Er zeigte dem Menschen ein Insekt, das sich in die Kaktuspflanze einbohrte, sie vernichtet. So hat Gottes Vatergüte die Kaktuspest aus der Welt geschafft. Und schließlich — die Tatsache, daß der Mensch den Begriff Gottes zu erfassen vermag, ist schon an sich ein einzigartiger Beweis für die Existenz Gottes. Die Vorstellung von Gott ist aus einer göttlichen Fähigkeit des Menschen entstanden. Kurz — in allem irdischen Geschehen, in allen Plänen der Natur finden wir überall dieselbe große Wahrheit: Gott ist überall gegenwärtig, er wendet alles zum Guten, er sorgt für seine Kreatur, besonders für den Menschen. Diese Fürsorge nötigt auch den Wissenschaftler, am christlichen Gottesglauben festzuhalten.

V. Der Widerstand gegen einen derart oberflächlich-billigen Rationalismus und Optimismus erhebt sich schon innerhalb der protestantischen Kirche selbst. Diese Kirche wird gegen Morrison folgende Einwände vorbringen:

Es handelt sich bei M. überhaupt nicht um den Gott der christlichen Kirche, sondern um eine rein philosophische Konstruktion. Der Gott der Christen ist nun einmal der Gott Jahwe des Alten und Neuen Testaments. Jahwe thront im Himmel und wirkt von dort her; Ms. Gotteskonstruktion sitzt im Innern der Natur, er wirkt von innen heraus, schafft von innen her die an ihm gerühmte Zweckhaftigkeit.

Jahwe offenbart sich nur in Christus und in der Heiligen Schrift. Ein anderer Weg, eine andere Tür von Gott zum Menschen oder vom Menschen zu Gott gibt es nicht. Die dialektische Theologie stützt sich stark auf die beiden Verse Ev. Joh. 10, 1 und 9: «Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer nicht

### Inhalt

Christlicher Aufklärer!

Zur Frage einer schweizerischen Botschaft beim Vatikan

Silberstreifen am Horizont  
(Fortsetzung und Schluß)

Drittes Freundschaftstreffen am Bodensee

Literatur

Streiflichter

Feuilleton:

Briefe an Ernesto

zur Tür hineingehet in den Schafstall, sondern steigt anderswo hinein, der ist ein Dieb und ein Mörder . . . Ich bin die Tür; so jemand durch mich eingehet, der wird selig werden, und wird ein- und ausgehen und Weide finden.» Ms. unklar gefaßte «göttliche Macht» will sich in der Natur, in der Zweckmäßigkeit der Natur offenbaren. Diese natürliche Theologie hat gegenüber der biblisch-kirchlichen Theologie heute vorweg schon alle Rechte verloren.

Darum kann die heutige protestantische Theologie die sieben Gründe Ms. nicht anerkennen; sie sieht darin einen mißglückten Versuch, Gott im Sinne der Aufklärung mit durchaus rationalen Hilfsmitteln zu begründen und den Mitmenschen glaubhaft zu machen. Auch für die Theologie ist das reiner Aufklärericht.

VI. Mit derselben Entschiedenheit lehnt natürlich auch die Menschenwahrheit alle derartigen rationalen Gottesbegründungen ab. Im einzelnen:

1. Es gibt gewiß immer Gelehrte, die durch Tradition, durch Erziehung oder persönliche Veranlagung sehr eng an den Christenglauben gebunden sind und ihn nicht preisgeben können. Von außen her tragen sie ihre Glaubenssätze in den Raum des wissenschaftlichen Arbeitens hinein und versuchen, diesen an sich ganz unchristlichen Raum der Wissenschaft mit dem Weihrauch ihres Christenglaubens anzufüllen; sie versuchen, die Wissenschaft zu verchristlichen. Diese Synthese wird natürlich immer mißlingen, da es sich bei der Wissenschaft und beim Christenglauben um zwei grundverschiedene Wahrheitskonzeptionen handelt. Diese unglückseligen Synthesebemühungen sind das reine Privatvergnügen der betreffenden christlichen Gelehrten, für die Wissenschaft und Philosophie haben sie nicht die geringste Verpflichtungskraft.

M. ist ein solch christlicher Synthetiker.

2. Ms. Denken ist streng und rein finalistisch. Gott hat, wie M. meint, die Welt um des Menschen willen geschaffen, darum steht der Mensch im Zentrum dieser von Gott geschaffenen Welt. Diese christlich gesehene Welt ist darauf hin angelegt, festgelegt und verpflichtet, dem Menschen, diesem Zentrum und dieser Krone der Schöpfung, zu dienen.

Die Lehre von der Schöpfung der Welt ist unhaltbar; damit ist auch das finalistische Denken unhaltbar geworden; es führt heute zu lauter Unmöglichkeiten, Widersprüchen und Albernheiten. Der Leser wird auf diese Widersprüche und Albernheiten schon beim Lesen unseres Auszuges aus dem «Tat»-Aufsatz gestoßen sein. Nur ein Beispiel: Wir sollen also Gottes Vatergüte anerkennen und preisen, weil sie den Menschen in Australien ein Insekt zur Verfügung stellt, das die grauenhafte Kaktuspest niederzuringen vermag. Wo aber blieb denn Gottes Vatergüte, als er vorher durch die Kaktuspest Australien an den Rand des Abgrundes brachte?

In seinen Konsequenzen führt das finalistische Denken zu den albern-finalistischen Ueberlegungen des kleinen Moritz: Lobet und preiset Gottes väterliche Fürsorge für den Menschen! Denn dieser Gott ließ die Korkeichen wachsen, damit wir unsere Wein- und Sektflaschen gehörig verkorken können. Dieser Gott ließ auch die Kaninchen und die Forellen genau so groß werden, daß sie als Portionen in den gangbaren Größen unserer Bratpfannen Platz haben.

Das finalistische Denken ist Ausgeburt und Funktion der Schöpfungslehre. Mit dem einen bricht auch das andere zusammen. Das zweckgebundene Denken wird heute eingeschränkt auf den Bereich des Lebens; aber auch in diesem engeren Bereich steht neben dem finalistischen immer noch das realistische Denken, das Denken von der Realität und Kausalität her. In dem dem Leben vorausliegenden Schichten des Anorganischen hat der Zweck nichts mehr zu suchen, da herrschen nur noch Ursache und Gesetz. Es ist ein Unsinn des finalistischen Denkens, zu sagen, Sonne und Mond seien vom Schöpfer nur

zu dem Zweck zur Erde in eine nützliche Distanz gestellt worden, um das Leben allgemein und das Leben des Menschen insbesondere zu ermöglichen. Der Realismus kehrt diese Behauptung um und sagt: Weil nun einmal Sonne und Mond diese Distanz zur Erde haben, ist auf der Erde Leben möglich geworden. Diese Distanzen sind aber nicht von einem Schöpfer so gewollt um des Menschenlebens willen, sie haben sich aus dem realen Geschehen ganz von selbst ergeben.

3. Darin hat M. recht: Reales Geschehen und kosmische Ordnung sind sicher nicht Spiel und Ertrag des Zufalls. Nun aber schließt M. weiter: Sind sie nicht Zufall, so sind sie eben vom Schöpfergott so gewollt. Diese Alternative und dieser Schluß gelten aber nur für den christlichen Schöpferglauben: Entweder Zufall oder bewußte und gewollte Fügung Gottes! Für das realistische Denken lautet die Alternative: Entweder Zufall oder kausal und gesetzmäßig begründete Notwendigkeit im realen Geschehen. Da nun im realen Geschehen alles von seiner Ursache her determiniert ist, so hat der Zufall im realen Geschehen nichts zu suchen. Im realen makroskopischen Geschehen gibt es keinen Zufall. Von Zufall darf nur gesprochen werden, wo das erkennende Subjekt die kausal-gesetzlichen Zusammenhänge nicht erkennt, nicht versteht. Zufall gibt es nur in der Schwäche des menschlichen Denkens, im real-makroskopischen Geschehen an sich nicht. Im subatomar-mikroskopischen Geschehen liegen die Dinge etwas komplizierter; aber niemals und nirgends bezeugen die hier auftauchenden Schwierigkeiten das Walten eines väterlich fürsorgenden Gottes.

4. Für M. ist also das real-weltliche Geschehen Ausdruck einer göttlich-väterlichen Fürsorge für das Leben und für den Menschen. Dabei hat M. nicht nur ein Auge, er hat beide Augen krampfhaft verschlossen gegenüber dem Uebel, dem Elend, der Sinnlosigkeit, dem Grauen und Schrecken in der Welt. Wir wollen uns hier in gar keine Einzelheiten verlieren, wir verweisen M. ganz einfach einmal auf die einschlägigen Kapitel in Schopenhauers Hauptwerk, wir verweisen zum andern auf das Geschehen in der Welt selbst und in der Geschichte dieser Welt. Auf Schritt und Tritt wird da die Lehre von Gottes Vatergüte grausam dementiert. Was soll uns eine christliche Weltanschauung, die mit geschlossenen Augen operiert, genauer: die nur das sehen und erfahren will, was in ihre Schöpferlehre hineinpaßt, alles andere aber nicht? M. ist das Opfer des reinen Wunschdenkens.

5. Gewiß, auch die am weitesten fortgeschrittene Wissenschaft steht auch heute noch vor Geheimnissen. Aber ein für allemal sei es gesagt: Was Geheimnis ist, ist Geheimnis und ist nicht — Gott! Es ist ein Unfug des christlichen Wunschdenkens, hinter jedes Geheimnis sofort seinen Gott Jahwe zu stellen.

6. Für die Bildung einer Weltanschauung darf weder Ms. Optimismus noch Schopenhauers Pessimismus das entscheidende Wort sprechen. Dieses entscheidende Wort spricht nur die objektiv zutreffende Erkenntnis des realen Geschehens. Nur auf einer solchen Erkenntnis darf sich eine Weltanschauung aufbauen. Nachher dann ist es möglich, das so zustande gekommene Weltbild vom Menschen her nun auch noch zu bewerten, es als gute oder schlechte Lösung auszugeben, in Optimismus oder in Pessimismus zu machen. Doch sind diese Bewertungen das subjektiv-private Anliegen des jeweiligen Subjekts, mit der Wahrheitsfrage und mit dem Aufbau einer wahren Weltanschauung haben sie nichts zu schaffen.

Das ungefähr ist es, was von der Wissenschaft und Philosophie, was aber auch von uns und unserer Weltanschauung aus zu dem Aufklärericht-Elaborat des Herrn M. zu sagen wäre.

VII. Es ist klar geworden: M., obwohl Präsident der New Yorker Akademie der Wissenschaften, ist weder für den Protestantismus, noch für die Wissenschaft, auch nicht für die USA-Wissenschaft, noch für die Philosophie repräsentativ. Und darin sehen wir das Grundbrechen seiner Arbeit: Von seinem Got-

tesglauben her legt er, willkürlich und ohne alle Berechtigung, seinen christlichen Finalismus zuvor in das ganz reale Geschehen hinein, außerhalb des Lebensbereiches auch da hinein, wo er gar nicht hingehört. Nachher dann wundert er sich darüber, wie zweckmäßig und fürsorglich sein Gott in der Schöpfung im Interesse des Menschen wirke — und merkt nicht, daß er nur diejenige christliche Zweckgebundenheit herausholt, die er selbst vorher in das reale Geschehen hineingelegt hat. Wir denken an André Gide: «Vous ne l'y trouveriez pas, si vous ne l'y aviez pas mis!» Und nun will M. also auch den Wissenschaftler auf den christlichen Gottesglauben verpflichten, da ja Wissenschaft und Forschung, wie er meint und lehrt und verkündet, im Aufbau der Welt auf Schritt und Tritt auf diese göttliche Fürsorge für den Menschen, für das Leben stoße. Darum müssen wir Herrn M. Glaube und Gefolgschaft verweigern.

VIII. Bleibt noch die letzte bange Frage: was hat wohl die «Tat» bewogen, diesen christlichen Aufklärer zu publizieren? Will die «Tat», wie M., ihre religiös unsicher gewordenen Leser zum christlichen Gottesglauben zurückführen? Oder will sie bloß, einigen Leserwünschen entsprechend, einer elementaren Informationspflicht Genüge leisten? Im wohlverstandenen Interesse nehmen wir gerne an, daß nur diese zweite Möglichkeit in Frage komme.

Omikron

## Zur Frage einer schweizerischen Botschaft beim Vatikan

### I

Der KK-Parteitag in Basel vom Herbst 1958 brachte der nicht-katholischen Schweiz einige peinliche Ueberraschungen. Zu den Ueberraschungen in der Rede von Bundesrat Dr. G. Lepori haben wir uns in No. 2/1959 unseres Blattes bereits ausgesprochen. Auf eine andere Ueberraschung dieser Tagung sei doch nachträglich und in aller Kürze noch hingewiesen.

Gleich zu Beginn stellte der Partei-Präsident Bourgnone (Fribourg) die Forderung auf, die Schweiz solle beim Vatikan eine diplomatische Botschaft errichten; eine Forderung also, die auch früher schon gelegentlich aufgetaucht ist, auf deren Wiederholung und nachdrückliche Geltendmachung die schweizerische Öffentlichkeit jedoch nicht gefaßt war.

Die öffentliche Meinung reagierte sauer. Der schweizerische freisinnige Pressedienst zögerte nicht lange, winkte rasch ab. Was nun links vom Freisinn steht, wird kaum anders als negativ reagieren können. Damit wäre das Schicksal dieses Postulates vorerst wieder einmal entschieden.

### II

Professor Dr. Alois Schenker, unser guter alter Bekannter, früher an der «Schweizerischen Kirchenzeitung», heute an der «Schildwache» tätig, ärgerte sich weidlich über diese Ablehnung. Er meinte, in dieser Frage habe die öffentliche Meinung überhaupt kein Mitspracherecht, der Bundesrat sei zur Regelung der auswärtigen Angelegenheiten unseres Bundesstaates und damit auch zur Errichtung einer schweizerischen Botschaft beim Vatikan allein zuständig.

### III

Pfarrer Dr. Peter Vogelsanger, Chefredaktor der «Reformatio», leuchtet dem munteren katholischen Vorkämpfer im ersten Heft 1959 p. 56/57 so heim, wie es sich gehört. Wir können diese trübe Abrechnung Wort für Wort unterstreichen und setzen sie daher textgetreu hierher:

«Es scheint, daß Schenker mit der Akkreditierung eines Nuntius in Bern die Errichtung einer diplomatischen Vertretung beim Vatikan als völkerrechtlich notwendige, bis jetzt nur nicht vollzogene Konsequenz betrachtet. Hier irrt Goethe. Was aber das Mitspracherecht der öffentlichen Meinung betrifft, das Prof. Schenker in Abrede stellt, so wäre die Gegenfrage zu stellen, was denn in diesem Falle der Parteitag der Konservativen in Basel, an dem jene Forderung auf den Schild erhoben wurde, für ein Mitspracherecht an dieser Sache habe. Der konservative Parteitag ist doch wohl ein Organ der öffentlichen Meinung? Läuft also Schenkers Protest in erster Linie

## Briefe an Ernesto

(WFZ) Einer ungewöhnlich begabten, tapferen und tatkräftigen Frau aus dem hablichen Bürgertum der Romagna, geboren 1870 in Bologna, die sieben Kinder hingebend aufgezogen hatte, von denen sie zwei im blühenden Alter durch den Tod verlor, wurde ein drittes Kind, dem sie sich durch nächste Gesinnungsverwandtschaft besonders verbunden fühlte, durch dessen Verurteilung zu zwanzig Jahren Gefängnis wegen antifaschistischer Tätigkeit während dreizehn Jahren entzogen. Durch all diese Jahre der Gefangenschaft hin schrieb sie ihm jede Woche mindestens zwei Briefe. Aus den über fünftausend eng beschriebenen Seiten wurde bald nach ihrem vor zwei Jahren eingetretenen Tode eine kleine Auslese herausgegeben<sup>1</sup>, die ein herzerwärmendes Bild von der Briefschreiberin gibt. Wir übersetzen daraus einige Stücke, die sich auf ihre negative Einstellung zur katholischen Kirche und zur kirchlichen Frömmigkeit beziehen.

In ihrer Kindheit war sie, die einzige Tochter einer verwitweten Dame, zur «standesgemäßen Erziehung» in ein Kloster gesteckt worden. Ueber das Leben, das sie dort im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren gewissermaßen als Internierte zu führen oder, genauer, zu erdulden gehabt hatte, schrieb sie selber in den Lebenserinnerungen ihres hohen Alters: «Wie immer jemand sich ausmalen mag, was mein Institut im Jahre 1877 war, wird fern der

Wirklichkeit bleiben. Die Nonnen waren höchst unwissend. Außer in den Handarbeiten, die sie vorzüglich verstanden, wußten sie nichts. Es waren arme Wesen, von anderen Nonnen erzogen und sozusagen zum Keuschheitsgelübde gezwungen gewesen. Die in Demut und Enthaltbarkeit verlebten Jahre hatten sie griesgrämig gemacht und feindlich gegen die armen Zöglinge. Die siebeneinhalb Jahre, die ich zwischen ihnen verbrachte, ohne auch nur einen einzigen Tag zuhause sein zu dürfen — so wollte es die Klosterregel — lassen sich mit einem wahren Gefängnisaufenthalt vergleichen. Nahrung kärglich und schlecht. Im Winter — in Bologna! — starb man vor Kälte, da im Kloster keine einzige Gelegenheit war, sich zu erwärmen. Oft habe ich geschlottert und geweint, weil der Frost mich einem vom Kreuz herabgenommenen Christus ähnlich gemacht hatte, so sehr waren meine Hände und Füße gekrümmt. Im Unterricht wurde alles vernachlässigt, außer der christlichen Lehre (die ich in verschiedenen Ausgaben habe studieren müssen) und der heiligen Geschichte. Es gab nie eine Prüfung; in der Geschichte bin ich bis zu Mucius Scaevola gekommen und in der Geographie bis zu einem Bißchen von Italien und den Hauptstädten Europas. Keine Naturwissenschaft, im Rechnen nur die vier Rechnungsarten. In meinem seit je vorhandenen Lesehunger verschlang ich die Leben — o je! — der Heiligen. Eines Tages wurde die gutmütige Italienisch-Lehrerin, die von draußen kam und mir die «Promessi sposi» mitgebracht hatte, von der Oberin gerufen und dafür getadelt. Das Buch aber wurde beschlagnahmt: Der Titel gab zu viel zu denken!...

Später habe ich erfahren, daß die sehr alte Madre Superiore viele Jahre lang die Geliebte des Kardinals Opizzoni gewesen war, der sie als blutjunges Mädchen in das Kloster gegeben hatte, als er

<sup>1</sup> Elide Rossi. Lettere ad Ernesto. Firenze, La Nuova Italia Editrice, 1958. Preis 1000 Lire.